

Ökonomie zwischen Gut und Böse

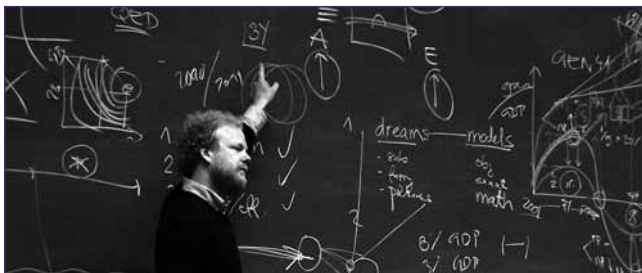
Teil 2

Martin Ulrich

Arbeit

Bei den alten Griechen war Arbeit negativ konnotiert (manuelle Arbeit war nur etwas für Sklaven, Aristoteles betrachtet die Arbeit sogar als „verwerfliche Zeitverschwendung, die auf dem Weg der Menschen zur wahren Ehre lediglich eine Bürde ist“), das Alte Testament hingegen sah Arbeit nicht als Erniedrigung. Sie wird an vielen Stellen gefeiert: Zum Fluch wird die Arbeit erst nach dem Sündenfall.

Entgegen der landläufigen Meinung ging es



beim Sündenfall nicht um Sex, sondern um Anmassung (über Gut und Böse urteilen zu können). In den griechischen Sagen und Mythen finden wir vergleichbare Geschichten. Vor langer Zeit war die Arbeit angenehm, doch dann öffnete Pandora, die erste Frau, die (und zwar als Strafe) erschaffen wurde, ihre Büchse und setzte nicht nur alle möglichen Übel frei, sondern auch die Unerfreulichkeit der Arbeit. Arbeit als Plage, die die Menschheit bis dahin nicht gekannt hatte.

Heute betrachten wir die Arbeit als reinen Konsumnutzen (wir arbeiten nur, damit wir konsumieren können). Dabei übersehen wir

aber ihren tieferen, ontologischen Sinn und die Tatsache, dass nur der Mensch arbeitet um sich zu verwirklichen.

Gott ruhte am 7. Tag nicht, weil er müde gewesen wäre oder neue Kraft schöpfen musste, sondern weil sein Werk getan war, sodass er sich daran erfreuen konnte. Der siebte Schöpfungstag ist der Freude gewidmet. Gott erschuf die Welt in sechs Tagen, und wir haben sechs Tage, um sie zu vervollkommen. In die Sprache der Ökonomie übersetzt heisst das: Der Sinn des Nutzens ist nicht, ihn ständig zu vergrößern, sondern sich zwischen den vorhandenen Gewinnen auszuruhen. Weshalb lernen wir, die Erträge ständig zu steigern, aber nicht, sie zu erkennen, uns ihrer bewusst zu werden und sie zu genießen?

Dichtung und Wahrheit

Die Dichter von Epen und Tragödien galten lange weithin als wichtigste ethische Denker und Lehrer der Griechen; niemand war der Ansicht, ihre Werke seien weniger wahr als die der Historiker und Philosophen. Daher betrachtet Platon die Dichter nicht als Kollegen aus einer anderen Abteilung, die andere Ziele verfolgen, sondern als gefährliche Konkurrenten. Die Philosophen wollten die Narration loszuwerden, die Erkenntnis auf das zu richten, was sich nicht verändert, und Alleinbesitzer der Wahrheit werden. Später gelang das den Priestern und Theologen und heute den Wissenschaftlern. Die Wissen-

schaft sucht nach Ordnung (bzw. erzeugt sie) und vernachlässigt alles andere so stark wie irgend möglich.

Hesiod gilt für manche als der erste griechische Ökonom, obwohl er ein Dichter war. Er befasste sich beispielsweise mit Problemen wie dem Ressourcenmangel und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit einer effektiven Zuteilung. Seine Erklärung für die Existenz des Mangels ist durch und durch poetisch: Seiner Ansicht nach sandten die Götter der Menschheit den Mangel als Strafe für die Taten von Prometheus, der das Feuer gestohlen hatte.

Thales, der als erster griechischer Philosoph überhaupt gilt, verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Händler. Um seine philosophische Überlegenheit zu demonstrieren, bewies er, dass er selbst im kommerziellen Wettbewerb gewinnen konnte. Er soll eine schlechte Olivenernte vorhergesagt und das benutzt haben, um Reichtum zu erlangen, um zu zeigen, wie einfach und engstirnig das war. Thales befasste sich nicht mit der Philosophie, weil er sich seinen Lebensunterhalt nicht anders hätte verdienen können, sondern weil sie in ihrer Essenz den breitesten Horizont für Überlegungen bot. Deshalb wurde die Philosophie im antiken Griechenland als Königin der Wissenschaften betrachtet. Wenn wir ein bisschen übertreiben wollten, könnten wir von unserer heutigen Welt genau das Gegenteil sagen. Uns erscheint die Philosophie als nutzloses Unterfangen für ewige Studenten.

Auf die ionische Philosophietradition geht die Suche nach einem Ursprungsprinzip aller

Dinge zurück. Pythagoras sah das Wesen der Welt in den numerischen Proportionen ihrer Formen. Seiner Ansicht nach ist die Zahl das Wesen der Dinge. Pythagoras-Schüler Aristoxen schreibt, Pythagoras habe das Studium der Zahlen aus der Handelspraxis abgeleitet und alles mit Zahlen verglichen. Wenn das zutrifft, diene nicht die Mathematik den Ökonomen als Inspiration, sondern es war umgekehrt.

Beständiges und Unbeständiges

Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen stellte Heraklit sich die Realität nicht als unveränderlich vor. Zur damaligen Zeit waren Unbeweglichkeit, Unmotivität und Statik Synonyme für Vollkommenheit und Göttlichkeit. Die Bemühungen der Ökonomen, eine sich ständig wandelnde Realität mit abstrakten, unveränderlichen Prinzipien in Einklang zu bringen, reichen zweifellos so weit zurück. Andererseits wurde Heraklits Welt paradoxerweise durch antithetische Kräfte wie beim Bogen und der Lyra zusammengehalten. Harmonie wird nach Heraklits Ansicht aus dem Antithetischen und Dissonanten erschaffen und als Bewegung realisiert.

Der Philosoph Parmenides, ein Eleate, könnte eine gewisse Antithese zu Heraklit sein. Auch in den Augen dieses Apollo-Priesters ist die Welt, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ständig in Veränderung und im Fluss begriffen, aber nicht real. Real sind ihm zufolge nur Vernunftprozesse, abstrakte Gedanken, die stabil und unveränderlich sind. Von diesem Standpunkt aus betrachtet liegt die Wahrheit im Bereich der Ideen oder Theorien. Sie ist nicht in der unvollkommenen empirischen Welt (der Welt der Erscheinungen) zu finden, die unter ständigen Veränderungen leidet, sondern im Abstrakten. Die empirische Welt ist nicht real, sie kann nur real werden, wenn man ein geistiges Modell entwickelt und die Welt mit ihren Veränderungen „tötet“, um die Idee zu stabilisieren“.

Wir könnten Parmenides somit als Vorläufer der sokratischen und platonischen Philosophie der Idealformen betrachten, die neben der Physik und anderen wissenschaftlichen Disziplinen auch die Ökonomie stark beeinflusste und die Grundlagen für die Entwicklung von Modellen als stabilen abstrakten Konstruktionen legte, die auch heute viele für realer als die Realität halten. Die moderne Wissenschaft oszilliert ständig zwischen dem parmenideischen und dem heraklitischen Weltkonzept.

Auf der einen Seite erschafft sie Modelle als Rekonstruktionen der Realität und geht davon aus, dass die Realität sich rekonstruieren lässt, was beinhaltet, dass sie zumindest in gewissem Sinne beständig ist. Auf der anderen Seite betrachten viele Wissenschaftler die rationalen Modelle lediglich als „unwahre“ nicht „reale“ Krücken, die bei Vorhersagen

Tomáš Sedláček

Die Ökonomie von

GUT und BÖSE

„Der Autor reißt durch seine Fragen Stereotype nieder ... Expeditionen über die Grenzen der Ökonomie hinaus, die Erforschung ihrer Verbindungen zur Geschichte, Philosophie, Psychologie und zu alten Mythen, sind nicht nur erfrischend, sondern auch notwendig, wenn wir die Welt des 21. Jahrhunderts verstehen wollen.“

VÁCLAV HAVEL

HANSER

über die Zukunft in einer sich unaufhörlich verändernden, dynamischen Realität helfen sollten.

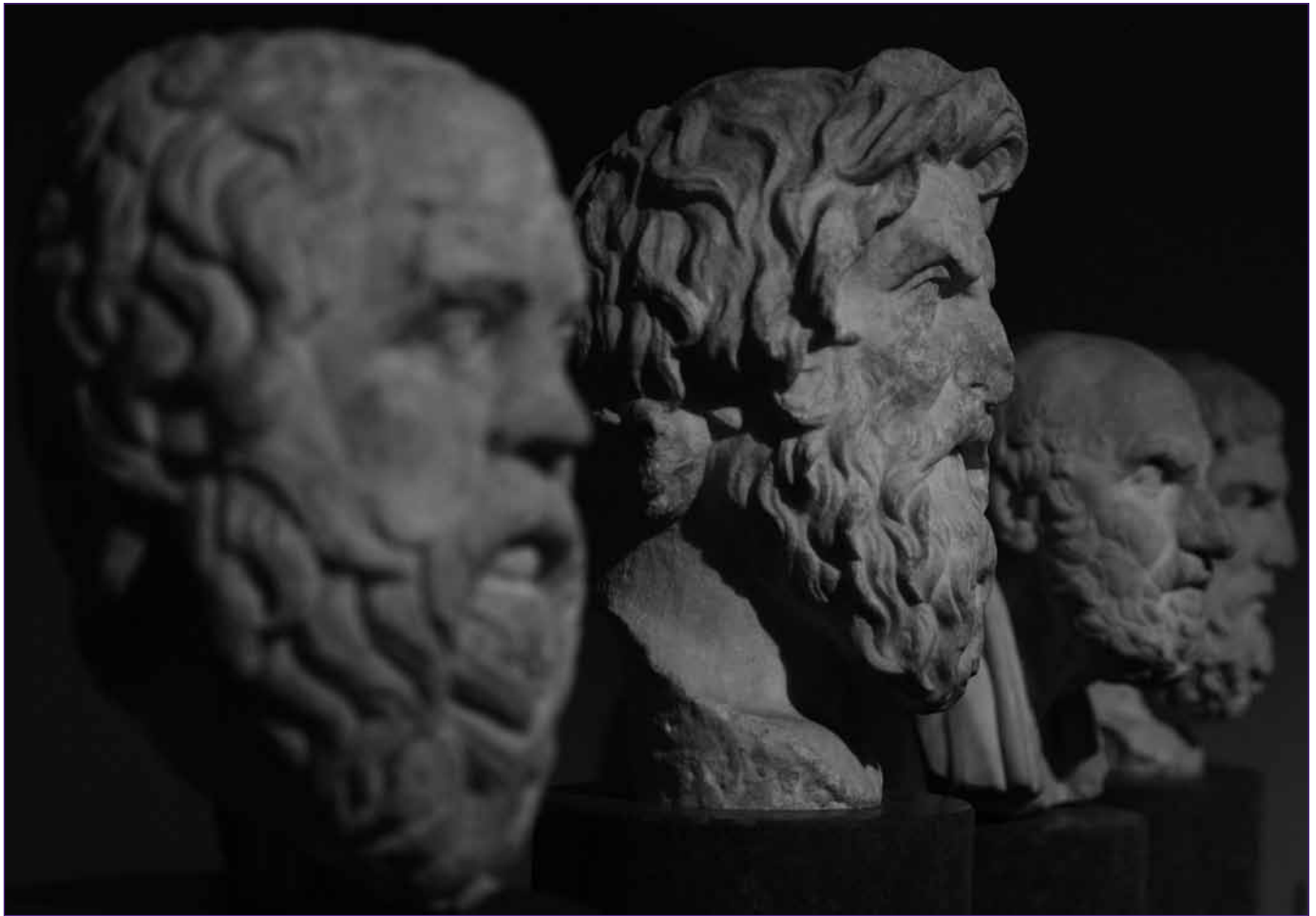
Xenophon beschäftigt sich mit den Prinzipien guter Haushaltführung, zeigt Athen, wie es seine Truhen füllen und wohlhabender werden kann. Man kann ohne grosse Übertreibung sagen, dass Xenophon die allerersten eigenständigen Lehrbücher für Mikro- und Makroökonomie geschrieben hat. Der beste Weg zur Erzielung maximaler Steuereinnahmen ist in seinen Augen aber weder eine Verstaatlichung noch ein Kriegsmanöver, sondern die Ausweitung der Handelstätigkeit. Zur damaligen Zeit war das eine

wirklich revolutionäre Idee. Er schlägt vor, „Metökenbetreuer“ als staatliche Behörde einzuführen. Wenn man diesen Einwanderern zudem erlaubte, sich Häuser zu bauen, würde sich dadurch die wirtschaftliche Stärke Athens steigern.

„Beteiligten wir überdies die Metöken an weiteren Angelegenheiten, an denen teilnehmen zu lassen ehrenvoll ist, so auch an der Reiterei, dann würden sie, scheint mir, zu einer besseren Gesinnung gelangen.“

Besitz

Sokrates und Kritobulus diskutieren über das Wesen des Besitzens. „Wer sie verkauft, für



den sind die Flöten ein Besitztum, wer sie aber nicht verkauft, sondern besitzt, ohne mit ihnen umgehen zu können, für den sind sie es nicht.“

Das Nützliche ist ein Besitztum. Unverkauft sind die Flöten kein Besitztum. Geld ist kein Besitztum, wenn jemand nicht mit ihm umzugehen weiss. „Wenn nun jemand das Geld verwendete, um sich zum Beispiel eine Hetäre zu kaufen, und durch sie Schaden am Leib, Schaden an der Seele, Schaden am Haus nähme, wie könnte ihm da das Geld noch nützlich sein?

Keineswegs, wenn wir nicht sogar das sogenannte Bilsenkraut ein Besitztum nennen wollen, von dem diejenigen, die es essen, wahnsinnig werden.“ Man war sich bereits der wesentlichen Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert bewusst.

Platon betrachtete die Welt nicht als real, sondern als Schattenreflexion einer besseren Welt irgendwo in der Wolke der Ideen. Die Seele steht im Kampf gegen den Leib, in dem sie gefangen ist. Platon nimmt an, dass jedem gewöhnlichen und verfallenden Gegenstand ein vollkommener Gegenstand entspricht, der nicht dem Verfall ausgesetzt ist. Dieser Glaube an vollkommene und un-

wandelbare Dinge, den man gewöhnlich die Theorie der Formen oder Ideen, kurz die Ideenlehre nennt, wurde die zentrale Lehre seiner Philosophie.

Aristoteles scheint dieses Abstraktionsprinzip ganz anders betrachtet zu haben: Im Gegensatz zu Platon war er der Ansicht, dass die Ideen nicht unabhängig existieren, sondern dass wir die Ideen erschaffen. In der platonischen Welt schliessen die Religion und die Mathematik und die Wissenschaft sich nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen sich und brauchen einander. Sowohl hinter der Religion als auch hinter der Mathematik und der Wissenschaft steht der Glaube an irgendein Prinzip, das über allem steht.

Nach Ansicht von Sokrates leben diejenigen gut, die nichts brauchen. Kallikles erfüllt dies mit Abscheu: „So wären ja“, erwidert er, „die Steine und die Toten am glücklichsten!“. Letztlich kann selbst Sokrates seine erotischen Bedürfnisse nicht beherrschen, selbst er wird zwischen seinen erotischen und philosophischen Bedürfnissen hin und her gerissen. Über die Liebesbeziehung zu Alkibiades hatte er tatsächlich keine Kontrolle.

Doch bei den Stoikern war es Tradition, Bindungen aus dem Weg zu gehen, die zufällig

und unberechenbar waren, was bei Bindungen zur materiellen Welt und bei allen Beziehungen gewöhnlich der Fall ist.

Karl Popper beispielsweise hat Platon vorgeworfen, durch „Der Staat“ sei er zur Inspiration für alle utopischen Denker und sogar für den Kommunismus geworden. Für Aristoteles ist der Mensch ein soziales Wesen, ein „Zoon politikon“.

Platon sieht das jedoch anders. Seiner Ansicht nach sind wir nur deshalb (gute) Bürger der Gesellschaft, weil sich das für uns lohnt. Der Mensch schafft den Staat nicht selber, sondern er muss ihm aufgedrückt werden von einer Avantgarde. Auch die Künstler müssen sich dazu als Propagandisten betätigen. Interessanterweise erscheinen die platonischen Utopien uns heute als Dystopien, als Albtraumvorstellungen.

Aristoteles war ganz anders: Er hielt den Kopf nicht in der Welt der Ideen, sondern schwamm auf der Insel Lesbos mit den Fischen, beobachtete das Verhalten der Natur. Seiner Ansicht nach existierte die Form eines Apfels in dem Apfel selbst, nicht in der Ideenwelt. Daher untersuchte er Äpfel und unterteilte die gesamte Schöpfung in Rassen und Arten. Er war das, was wir heute einen

Empiriker nennen könnten, während Platon eher der Begründer der rationalistischen Tradition war. Wenn wir die Lehre von Aristoteles in wenigen Sätzen zusammenfassen wollten, müssten wir neben seiner Begründetheit sein Gefühl für den Zweck (telos) der Dinge erwähnen. Im Gegensatz zu Platon untersuchte er nicht so sehr die Unveränderlichkeit, sondern konzentrierte sich auf den Sinn, das Ziel von Bewegung: Dass materielle Dinge zu Boden fallen, liegt Aristoteles zufolge in ihrer Natur. Der Stein kommt von der Erde und will darum zu ihr zurück - sein Zweck. Gase und die Seele hingegen streben nach oben.

Diese Erklärung reichte lange aus, bis sie schliesslich durch die newtonsche Schwerkraft ersetzt wurde.

Die Geschichte des ökonomischen Denkens beginnt in vielen Lehrbüchern tatsächlich mit Aristoteles. Er war derjenige, der beispielsweise das Privateigentum verteidigte, den Wucher kritisierte und zwischen produktiver und unproduktiver wirtschaftlicher Aktivität unterschied.

MaxU und MaxG

Ob der Mensch alles tut, weil er den Nutzen, „die Lust“ maximieren will, ist für Aristoteles grösstenteils eine unsinnige Frage. Ihm zufolge (das wiederholt er oft) „vollendet“ die Lust nur alle Tätigkeiten. Nicht die Lust ist der Zweck, sondern Gutheit und Vollkommenheit. Sie ist nicht der Zweck der Tätigkeiten, sondern ein Ausdruck, der sie begleitet.

Der Zweck der Tätigkeiten (telos) ist das Gute (MaxG).

Heute sind wir gewissermassen auf die Anweisung konditioniert, den Nutzen zu maximieren (MaxU). Es gibt Zehntausende mathematischer Übungen zur Maximierung der Nutzenfunktionen. Dass unter diesen Zahlenreihen ein erstaunlicher philosophischer und ethischer Sturm tobt, blenden die Ökonomen aus und definieren gar nicht, was Nutzen überhaupt ist.

Dass Franz von Assisi all seine Besitztümer weggab, weil er das für gut hielt; und dass Sokrates lieber Gift trank, als von seiner Lehre abzurücken, lässt sich nicht mit MaxU erklären, sondern nur mit MaxG.

Man kann sich auch nur schwer vorstellen, dass irgendjemand freiwillig etwas tun würde, was er als letztendlich böse betrachtet. Wer beispielsweise stiehlt, tut das nicht um des Stehlens willen (was er sicher selbst für böse halten würde), sondern um reicher zu werden, was in seinen Augen gut ist.

Sein Ziel ist nicht, zu stehlen, sondern mehr Geld zu haben. Er stiehlt nicht um des Stehlens selbst willen, sondern beispielsweise,

weil es ihm einen Nutzen bringt, wenn er reich wird. Oder einen Adrenalinstoss oder Rache.

Aus welchem Grund jemand aber auch stehlen (oder andere Verbrechen begehen) mag, er tut das wegen irgendetwas Gutem (und damit wegen des telos, das er dahinter sieht).

Durch MaxG kann man also dieselben Dinge erklären wie durch MaxU, zudem aber auch noch den breiteren Kontext dieser Handlungen. Die Absurdität von MaxG scheint besser erkennbar zu sein als jene von MaxU.

Mässigung

Aristoteles würde sich sehr wahrscheinlich gegen die heutige Auffassung wenden, nach der die Maximierung des Nutzens oft automatisch als menschliche Natur betrachtet wird. Seiner Ansicht nach ist schlichte Mässigung die grösste Tugend: „Das Schlechte gehört zum unbegrenzten, das Gute aber zum Begrenzten. Denn in jedem Dinge die Mitte zu treffen ist schwer. So kann zum Beispiel nicht ein jeder den Mittelpunkt eines Kreises finden, sondern nur der Wissende.“ Der Sättigungspunkt ist für uns schwer erkennbar.

Adam Smith gilt als Begründer der klassischen Ökonomie mit ihrer grenzenlos angestrebten Nutzenmaximierung. Er selbst betrachtete sich jedoch als Stoiker und bewunderte die Stoiker dafür, dass es ihnen gelang, sich vom Nutzendenken zu befreien.

Die Ökonomie ist eindeutig eher hedonistisch, weil das Gute mit dem Nutzen gleichgesetzt wird. Sogar ein Hedonist musste damals allerdings die Vernunft benutzen, um seine Handlungen bis zu ihrem langfristigen Ende zu überblicken. Kurzfristige Freuden akzeptierte und entschuldigte Epikur nicht: „Es ist unmöglich, ein Leben voller Freude zu führen ohne weise und gerecht zu sein“

Christentum

Bibel und die Ökonomie sind viel enger miteinander verwoben, als man annehmen würde. 19 der 30 Gleichnisse und Beispiele Jesu im Neuen Testament haben einen wirtschaftlichen Kontext: die Gleichnisse von der verlorenen Drachme, vom anvertrauten Geld. Gospel (das englische Wort für Evangelium), einer der Schlüsselbegriffe im Neuen Testament, bedeutete ursprünglich eine Art Trinkgeld für Boten.

In der Bergpredigt stellt Jesus zweifellos das Maximierungstheorem auf den Kopf.

Nicht lange nach der Gründung der ersten Kirche wollte ein Zauberer diese Gaben kaufen und mit Geld bezahlen. Die Reaktion der Apostel war wahrscheinlich zu erwarten.

Petrus aber sagte zu ihm: Dein Silber fahre mit dir ins Verderben, wenn du meinst, die

Gabe Gottes lasse sich für Geld kaufen.

Wir wollen kurz innehalten und die Gaben und Dinge oder Bereiche, die unbezahlbar sind und keinen Preis haben, unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachten. In der Freundschaft zu Gott, wie in der Freundschaft unter Menschen, zählen exakte Geldbeträge nichts. In Gottes Augen sind zwei kleine Münzen, die eine arme Witwe in den Opferkasten wirft, von grösserem Wert als die goldenen Gaben der Reichen.

Um die Illusion von Freundschaft zu generieren, brechen, respektive verwässern auch Firmen die Reziprozität durch Zugaben auf das Produkt, die dessen Preis unberechenbarer machen: „3 für 2“ usw.

Die Firmen zeigen uns etwas, was für Geld nicht zu haben ist (erholsamen Schlaf, eine glückliche Familie beim Frühstück oder Schönheit), und bieten uns einen handelsfähigen Ersatz an (ein teures Bett).

Gott ist in diesem Sinne ungerecht, weil er vergibt. Er ist sozusagen positiv ungerecht, wie der Gutsherr, der seinen Arbeitern ungerecht hohe Löhne zahlt. Mit dem Gottesreich, das dem Judentum völlig fremd war, öffnete das Christentum im Wortsinne einen „neuen Raum“, in dem moralische Handlungen ihre Bezahlung finden.

Das ist eine elegante Lösung, die aber auch ihren Preis hat: diese Welt. Die Welt, die im Alten Testament eine Welt des Guten und die Bühne der Geschichte war, wurde auf ein Nebengleis geschoben.

Im Rahmen einer ökonomischen Betrachtung müssen wir erwähnen, dass die erste Kirche gewissermassen in Kommunen lebte, die auf Grundlage von Gemeinschaftseigentum funktionierten.

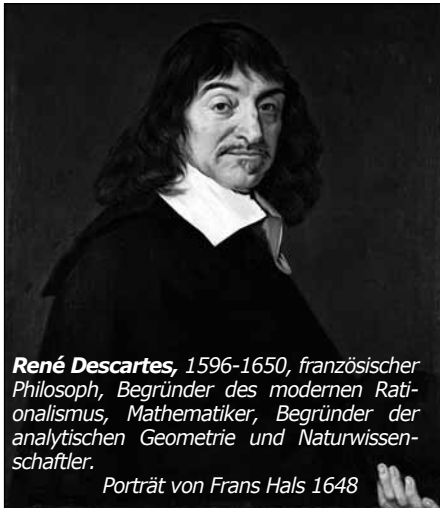
Augustinus vs. Thomas von Aquin

Während Augustinus die platonischen Ideen ins Christentum einband, machte Thomas von Aquin dasselbe mit den diesen widersprechenden Ideen von Aristoteles: „Jedes existierende Ding, ob lebendig oder nicht (...) konfrontiert mich auf höchst unmittelbare Weise mit der Ur-Wirklichkeit Gottes. Man muss gerade das Sein gut nennen. Gott ist in allen Dingen.“

Das wichtigste Merkmal der modernen Zeit könnte die Verschiebung des Schwerpunktes von der Frage „Weshalb?“ zur Frage „Wie?“ sein.

Cogito, ergo sum

Der französische Philosoph René Descartes gilt weithin und bis zu einem gewissen Grad durchaus verdienstermassen als einer der wichtigsten Begründer der modernen Wissenschaft. Er veränderte das anthropologi-



sche Verständnis der menschlichen Existenz.

Descartes glaubte, dass der Körper nichts anderes sei als eine Statue aus Erde; seine Funktionen seien von einfachen mechanischen Prinzipien abgeleitet, wie bei „Uhren und kunstvollen Wasserspielen“. Tiere waren für ihn bloss Maschinen.

Descartes glaubt, das beständige Wesen eines Gegenstands lasse sich nicht in irgendetwas finden, was sich mit den Sinnen wahrnehmen lässt (wie Farbe, Härte, Temperatur, Materie), sondern nur in ihrer Anordnung, die sich über drei mathematische Charakteristika beschreiben lässt: Breite, Länge und Tiefe (=kartesisches Grundsystem mit x-, y- und z-Achse.).

Wir können uns vorstellen, dass wir einen Stein zermahlen und ihm seine Härte nehmen usw.

Die Philosophie Descartes ist inkonsistent. Trotz der Fehler bei ihren Grundlagen wurde die kartesische wissenschaftliche Methode zum hauptsächlichlichen Modus Operandi

des ökonomischen Mainstream-Denkens von heute. Erstaunlich viele Systeme mit inneren Widersprüchen, die auf bewusst unrealistischen Annahmen beruhen und zu extrem absurden Schlüssen kommen, werden trotzdem erfolgreich angewendet.

Es ist paradox, dass Descartes, der so viel Gewicht auf die reine Logik und die Rationalität legte, uns eine Unmenge logisch unbegründeter Konzepte präsentiert. Beispielsweise Descartes Beweis für die Existenz Gottes.

Er baut auf der Idee auf, dass wir das Gotteskonzept in unseren Gedanken tragen. Demzufolge wäre das nicht möglich, wenn Gott nicht real wäre. Eine tautologische Beweisführung, die sich im Kreis dreht. Es sei undenkbar, dass unsere Sinne uns täuschen, und daraus zieht Descartes den Schluss, dass sie uns nicht täuschen. Die Schlussfolgerungen sind also irrelevant - sie sind lediglich aus den Annahmen abgeleitet. Durch den vorgeblichen Zweifel an der Existenz der realen Welt kehrt Descartes in einem Kreis zur Existenz der realen Welt zurück.

Für die Ökonomen hat Descartes Reduzierung des Menschen noch andere ganz wichtige Konsequenzen. Von seiner Zeit an wird der Mensch nicht durch seine Emotionen definiert, sondern durch das logische Denken.

Bienenfabel

Die Theorie „Private Laster - Öffentliche Vorteile“, die wir heute fälschlicherweise Adam Smith zuschreiben, stammt eigentlich von Bernard Mandeville, dem wahren Vater der Idee der heutigen „unsichtbaren Hand des Marktes“.

Ursprünglich Märchenübersetzer, schrieb Mandeville „Die Bienenfabel“. Deren Inhalt entfachte eine flächendeckende Empörung.

Sie wurde deswegen von Scharfrichtern auf den Strassen verbrannt. Für viele war Mandeville der Antichrist; selbst der Schweizer Jean-Jacques Rousseau schloss sich seinen Gegnern an.

Im Gedicht wird die Kriminalität ausgerottet. Der Bienengott schickt Tugend als Bestrafung für die Heuchelei des Bienenvolks, weil dessen Sünde kein Laster war, sondern Heuchelei. Es gibt nun keine Kriminalität mehr. Doch was passiert? Der Bienenstock blüht keineswegs, die Bienen leben nicht besser, sondern das genaue Gegenteil tritt ein. Viele Bienen verlieren ihre Arbeit, denn in einer Gesellschaft, in der man weder Gitter an den Fenstern noch Eisenbeschläge an den Türen braucht, gibt es nichts mehr zu tun. Ohne Gier würde es keinen oder kaum Fortschritt geben.

Fazit

Statt stolz darauf zu sein, dass das Modell des Homo oeconomicus alle Möglichkeiten einschliesst und somit alles erklären kann, sollten die Ökonomen sich dessen schämen. Denn wenn wir alles durch einen Begriff oder ein Prinzip erklären können, dessen Bedeutung wir nicht kennen, müssen wir uns fragen, was wir da denn eigentlich erklären.

Heute haben wir im Westen einen Mangel am Mangel und müssen oft künstlich einen Mangel erzeugen. Nur der Mangel bringt uns Abenteuer und damit auch Unterhaltung und einen Lebenssinn. Es ist symptomatisch, dass zu diesem Zweck eine ganze Branche erschaffen worden ist: die Unterhaltungsbranche, industriell fabrizierte Unterhaltung und Ablenkung, die oft in der Simulation eines Mangels liegt. Weshalb?

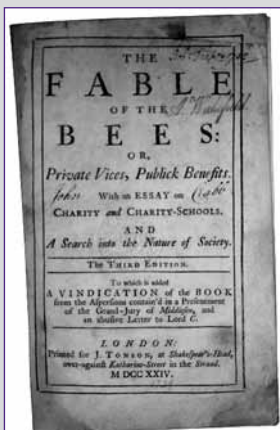
Weil es heute in unserem Alltagsleben keinen echten Mangel mehr gibt. So kommt es, dass wir, die Übersättigten, in unseren warmen Häusern sitzen und uns im Fernsehen Abenteuer anschauen, in denen die Helden unter Hunger und Kälte leiden. Wir lassen uns mit der Gefahr unterhalten, die wir gern selbst erleben würden. Vielleicht ist der Mangel, die Jagd, das, wonach wir streben. Es verlangt uns nach dem Verlangen. Die Inflation der Bedürfnisse beschreibt schon Xenophon in seinem Dialog Hieron, wo der Tyrann sagt, er sei schlechter dran als alle anderen, weil ihm so viele Vergnügen zur Verfügung stünden, dass ihm keines von ihnen Lust bereite.

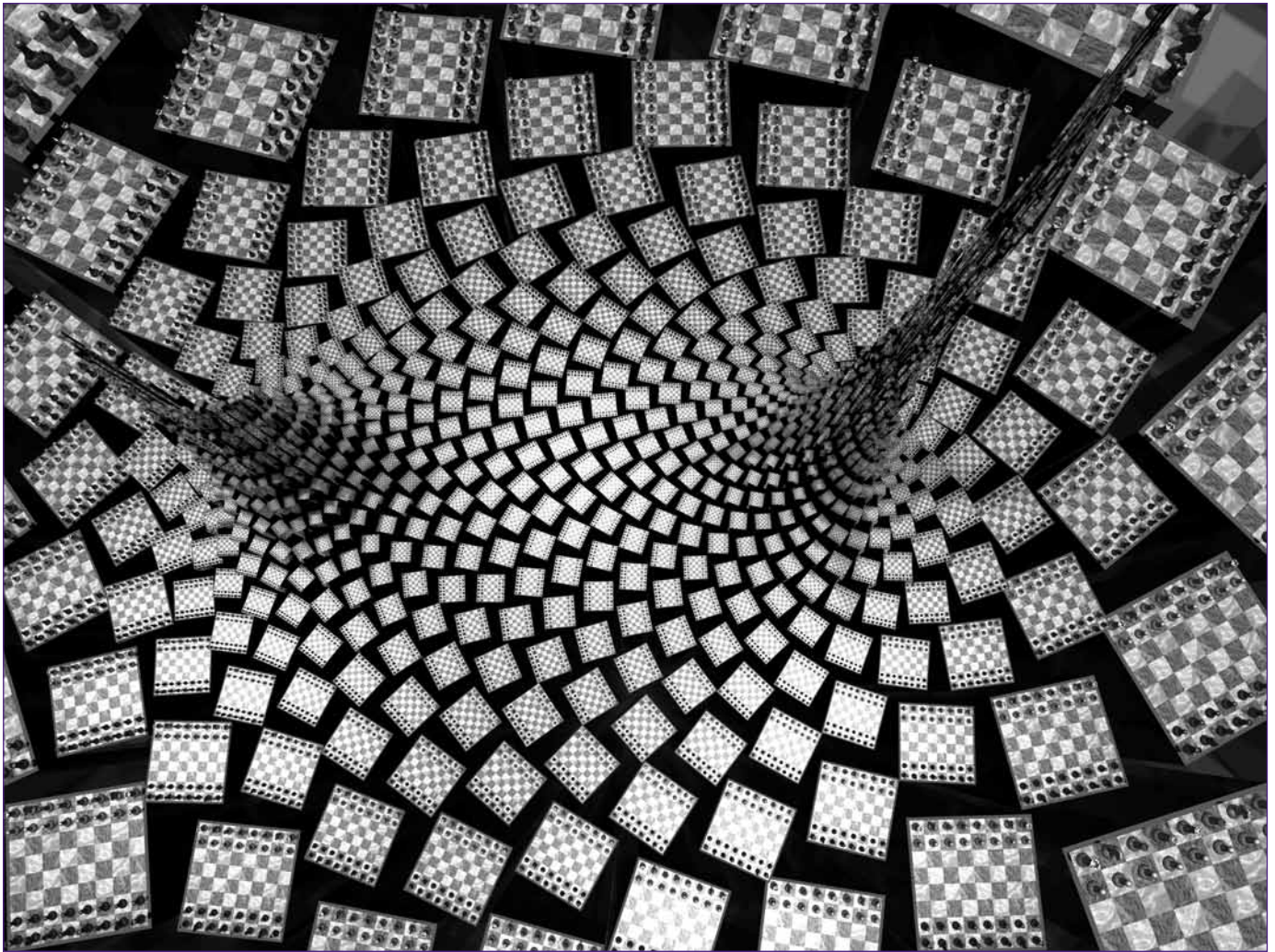
Wenn in einem Konzert plötzlich ein Zuschauer aufsteht, verschafft er sich einen relativen Vorteil, aber nur auf Kosten der Person, der er nun die Sicht versperrt. Wenn andere es ihm nachmachen und ebenfalls aufstehen, sind sie wieder gleich weit.

Das Böse muss sich seine Ziele vom Guten borgen, denn es hat nie eigene. Reines Bö-

Bernard Mandeville, 1670 – 1733, war ein niederländischer Arzt und Sozialtheoretiker, der in England lebte und in englischer Sprache veröffentlichte. Die provokanten ethischen Anschauungen, die Mandeville in der Bienenfabel formuliert, lösten schon unter den Zeitgenossen eine lebhaft

Diskussion aus, in der seine Ansichten fast durchwegs abgelehnt wurden. Dass persönliche Tugend (Genügsamkeit, Friedfertigkeit) für Fortschritt und Prosperität der Gesellschaft weniger förderlich seien als Luxus, Verschwendung, Krieg und Ausbeutung, erregte Widerspruch. Das Obergericht von Middlesex erklärte die Bienenfabel für geeignet, „alle Religion und bürgerliche Herrschaft“ umzustürzen, wogegen Mandeville sich in einer „Rechtfertigung“ wehren musste (in der dritten Auflage von 1724). Widerspruch ertete er vor allem bei dem idealistischen Philosophen George Berkeley und bei den Ökonomen Francis Hutcheson und Adam Smith, Smith übernahm aber etliche seiner Beispiele.





ses existiert nicht, es handelt stets als eine Art Parasit des Guten. Alles ist in allen, in jedem von uns steckt ein Stück von Gilgamesch, von Platon, von einem alten Prinzen Aragorn.

Im Mittelalter gab es unzählige auf Stecknadelköpfen tanzende Engel. Unser Zeitalter ist von der Idee besessen, die Optimierung des Grenznutzens zu zählen, ohne Nutzen definieren zu können. In diesem Licht betrachtet wirkt sogar die mittelalterliche Diskussion

darüber, wie viele Engel auf einen Stecknadelkopf passen, noch realistischer.

Schachbretter haben 64 Felder. Sie sind schwarz und weiss, regelmässig und quadratisch; für die Bewegungen auf ihnen gelten feste, unumstrittene Regeln. Es ist de facto sogar leicht möglich, das Spiel rückwärts zu rekonstruieren. Wir verstehen Schach, wir haben die Regeln gemacht. Wenn Sedláčeks Freunde Schach spielen, stellen sie ihre Getränke auf ein Tischchen, das sie das „65.

Feld“ nennen. So wurde das 65. Feld bald zur gesamten Welt ausserhalb des Schachbretts.

Könnte es bei der analytischen Methode nicht auch so sein? Schachfelder in Schwarz und Weiss können wir gut erklären und analysieren, doch die wichtigsten Dinge ereignen sich auf dem grössten Schachfeld, dem 65. Dort sind ja schliesslich die Spieler.

Inserat

Libretto
Antiquariat
Bücher & Kunst

JÜRIG MÄDER

OBERSTR. 34
3550 LANGNAU

034 402 60 06
079 453 23 13